# Der "Graben" zur Zeit des ersten Weltkriegs und die Literatur

Autor(en): **Charbon, Rémy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **10 (2002)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-832907

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# DER «GRABEN» ZUR ZEIT DES ERSTEN WELTKRIEGS UND DIE LITERATUR

Rémy Charbon

Wie in der politischen Realität gibt es auch in der Literatur Anzeichen für Spannungen zwischen deutscher und welscher Schweiz lange bevor von einem «Graben» gesprochen wurde. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts finden sich indessen Anzeichen für ernsthaftere Spannungen, die weder auf gekränkten Kantonalstolz noch auf parteipolitische Animositäten oder konfessionelle Unterschiede zurückzuführen sind.

Ich beschränke mich im folgenden auf literarische Zeugnisse im engeren Sinn, und zwar aus Kompetenzgründen ausschliesslich von deutschsprachigen Autoren. Thematisch einschlägig und mentalitätsgeschichtlich ergiebig sind Werke von Tagesschriftstellern, die heute zum grossen Teil (und mit gutem Grund) vergessen sind. Obwohl literaturgeschichtliche Abhandlungen sie kaum je erwähnen, widerspiegeln sich hier Bewusstseinszustände oft deutlicher als in der «grossen» Literatur, und umgekehrt trugen diese Werke zur Bewusstseinsbildung in eher literaturfernen Bevölkerungsschichten bei.

Kurz vor 1914 manifestiert sich der «Graben» gelegentlich als eine auf Mentalitätsunterschieden beruhende Gegebenheit. Beispielsweise in Paul Hallers Verserzählung im Aargauer Dialekt *s'Juramareili* (1911), der Geschichte einer jungen Frau aus ärmlichsten Verhältnissen. Eine Bekannte schwärmt ihr vom Welschland vor, und Mareili sucht sich daraufhin eine Stelle als Bonne. Die Realität sieht anders aus als der Traum: Eine schikanöse Madame verleidet ihr das Leben und überhäuft sie mit Vorwürfen. Ein ungeheiztes Zimmer muss Mareili auch bei klirrender Kälte genügen. Die eigenen Kinder dagegen verhätschelt Madame. Bei einer Schifffahrt berichtet eine Leidensgenossin von sexuellen Attacken des Dienstherrn.

Da sind alle Klischees beisammen: Putzsüchtig, geil, egoistisch und hartherzig sind die Welschen – die Deutschschweizerinnen duldsam, bescheiden, solidarisch und dankbar für jedes gute Wort. Dass ein etwas unmotivierter Einschub an das patriotische Hochgefühl bei der 600-Jahrfeier der Eidgenossenschaft 1891 erinnert, steht dazu nicht im Widerspruch. Denn es ist die Solidarität und Wehrbereitschaft der alten Eidgenossen der Heldenzeit, die da beschworen wird. Diesem Phänomen begegnet man in der Vorkriegszeit mehrmals: Ein

historisch begründetes Bekenntnis zur Einheit steht beziehungslos neben einer in Deutsch und Welsch geteilten Gegenwart.

Bei Kriegsausbruch führte unverhohlene Deutschfreundlichkeit einiger Autoren beinahe zur Spaltung des Schweizerischen Schriftstellervereins; dessen Präsident Ernst Zahn musste wegen eines in einer deutschen Illustrierten veröffentlichten, überaus pathetischen Sympathiegedichts schliesslich zurücktreten. In den folgenden Monaten war der Verband bestrebt, Öl auf die Wogen zu giessen. 1915 gab er die Prosa-Anthologie *Grenzwacht* heraus. Sie ist (so der Untertitel) *der schweizerischen Armee gewidmet vom Schweizerischen Schriftstellerverein* und zeigt schon optisch, mit dem rot-weissen Einband und dem Schriftbild – die deutschen Texte sind in Fraktur, die französischen in lateinischer Schrift gedruckt –, das Bestreben nach Ausgewogenheit. Im Vorwort erinnerte Zahns Nachfolger Paul Seippel, ein in Zürich wirkender Westschweizer, daran, die Schweizer hätten «die schweren Aufgaben», die der «bewaffnete Friede» ihnen auferlegte, «nicht völlig gelöst» und «das vollkommene Einvernehmen nicht zu erhalten vermocht», stattdessen sich «in müssigen Zänkereien geschwächt» (S. 10). Die einzelnen Erzählungen – thematisch alle auf die Grenzbesetzungen 1870 und 1914 bezogen – kommen entweder überhaupt nicht auf den Graben zu sprechen und appellieren nur an den eidgenössischen Geist, oder sie stellen ihn als vorübergehende, nun aber definitiv überwundene Verwirrung dar – gelegentlich so ostentativ, dass sich der Verdacht aufdrängt, er solle vielleicht einfach beiseitegeredet werden. Paradigmatisch ist die Frühfassung von Robert Faesis *Füsilier Wipf*. Hier wird Ausgewogenheit regelrecht demonstriert. Im Coiffeursalon einer schweizerischen Kleinstadt streiten sich Deutschschweizer und Welsche, jeweils mit ihren Zeitungen in der Hand, die sie notfalls auch zum Dreinschlagen benutzen, über die Weltlage. Man drängt den Gesellen Wipf «Farbe zu bekennen und seinen Glauben für Zentralmächte oder Dreiverband zu bezeugen. ‹Ich bin für die Schweizer›, knurrte er einsilbig.» (S. 107)

Im selben Jahr erschien noch eine weitere Anthologie mit literarischen Texten zur Grenzbesetzung (*Die Heimat voran*), ferner, gewissermassen als flankierende Massnahme, eine Sammlung mit Stellungnahmen von Schriftstellern und Literaturwissenschaftern zum Thema *Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg*, ebenfalls mit beschwichtigender Tendenz.

Fast alle Grenzwachtgeschichten sind, trotz sprachlicher Komplikationen, auf den dreistimmigen Akkord eidgenössischer Harmonie gestimmt. Zu den stehenden Motiven gehören Liebesgeschichten über die Sprachgrenzen hinweg,

die Musterung des Landes durch die hin und her verlegten Truppen und die Integration zurückgekehrter Auslandschweizer, selten aber der direkte Dialog zwischen Deutsch und Welsch. Ein beliebter Ausweg, die peinliche Grabenfrage zu umgehen und trotzdem helvetische Brüderlichkeit zu preisen, ist die Begegnung Deutschschweiz-Tessin. Meist wird sie äusserst simpel gestaltet, indem sich beispielsweise der beste Deutschschweizer Offizier mit der schönsten Tessinerin verlobt.

Zu Beginn des Krieges gab es einerseits eine Art Doktrin des Grabenzuschüttens, ein in seiner Unbeholfenheit schon wieder fast rührendes Bestreben, eidgenössische Brüderlichkeit herbeizuschreiben, und andererseits einige widerborstige Autoren, die nicht gewillt waren, sich daran zu halten, die bewusst bestehende Vorurteile schürten und aus ihrer Sympathie für das Reich keinen Hehl machten. Zu letzteren gehörte Carl Albrecht Bernoulli (1868-1937), Autor des Festspiels zur Landesausstellung 1914. Im Roman *Der sterbende Rausch* (1915) hetzt er massiv gegen die Westschweizer, besonders die Jurassier. Hauptgestalt und Identifikationsfigur ist ein Oberleutnant Herwagen aus dem Aargau. Mit seiner Einheit wird er sogleich nach der Mobilmachung in ein Dorf im Jura verlegt. Dem herzerfreuenden Anblick «der besten Jugend des Landes – festen, blonden kraftvollen Jünglingen» (S. 8) – kontrastiert das zerlumpte Aussehen eines Grüppleins «Eingeborener», «zerzausten, schwarzhaarigen Gesellen», unter einem Anführer mit «stechenden schwarzen Augen und geröteter Knollnase» (S. 29), das an eine Räuberbande denken lässt. Welsche Soldaten kommen im ganzen Roman nicht vor. Der Einmarsch der Truppe wird von den Einwohnern als Besatzung empfunden, und im Hintergrund spinnt die Freimaurerloge «Mont Terrible» die Fäden, deren letztes Ziel die Einführung eines französischen «Kulturvasallentums» ist. Herwagen dagegen kommt aus gut freisinniger Familie, die sich als Erbe der Staatsgründer sieht. «Die Welschen», räsoniert sein Vater nachts im Bett, «habe man von Bundeswegen immer schon viel zu sehr verhätschelt und verzärtelt. Jetzt, wo das Vaterland wirklich in Gefahr sei, werde sich diese Nachsicht vermutlich noch bitter rächen.» (S. 128)

Weniger plakativ, aber gleichwohl entschieden deutschfreundlich schildert Johannes Jegerlehner (1871-1937) im Roman *Grenzwacht der Schweizer* (1915) die Grenzbesetzungszeit. Das Bekenntnis zur Schweiz, die Treue zur Heimat wird mehrfach bekräftigt und am Ende des Romans, bei der Verabschiedung der Truppe im zweisprachigen Murten explizit als Bekenntnis zur *mehrsprachigen* Schweiz bestätigt. Die erzählerische Strategie macht jedoch deutlich,

dass mit der eidgenössischen Solidarität die Forderung nach deutschschweizerischer Suprematie und nach Orientierung auf die Zentralmächte verbunden ist.

Obwohl Jegerlehner die binnenschweizerischen Konflikte zurückhaltender als Bernoulli gestaltet, kann an der Parteinahme kein Zweifel bestehen. Geschickt bedient er sich indirekter Mittel, indem er etwa den langen Brief einer Deutschen an einen schweizerischen Oberstleutnant einfügt. Die Verfasserin beklagt den schweizerischen Wunsch, «nur noch Schweizer» sein zu wollen, als Verrat an einer alten geistigen und kulturellen Gemeinschaft und appelliert an die *Deutsch*schweizer, doch nicht von einem «Nachbar, der mit ihnen geackert, gesät und geerntet hat, in einer Zeit, wo das Volk in seinen tiefsten Tiefen schüttert und bebt, [...] teilnahmslos sich ab[zu]wenden.» (S. 135) Der Empfänger ist erschüttert und kommentiert: «Wir haben vor dem Krieg dem Deutschen Reich Treue gehalten, wir werden die Treue in seiner Schicksalsstunde nicht brechen.» (S. 136)

Im weiteren Verlauf der Kriegsjahre trat das Thema in den Hintergrund. Erneut aufgegriffen wurde es im Zusammenhang mit der Erneuerungsbewegung nach 1918 und vor allem am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, als man befürchtete, die Gesinnungsspaltung von 1914 könnte sich wiederholen. Ab 1937 befassten sich wiederum mehrere literarische Werke – nun aus der Retrospektive – mit dem «Graben». Das literarisch bedeutendste, Meinrad Inglins *Schweizerspiegel* (1938), bringt die Frage über die westschweizer Verwandtschaft der Familie Hartmann-Ammann und die ausführlich mitgeteilte Chronologie der Ereignisse (Oberstenaffäre, Radau vor dem deutschen Konsulat in Lausanne usw.) zur Sprache. Im Zentrum steht sie in zwei Werken, die zugleich die Textgrundlage für populäre Filme bildeten: Der Neufassung von *Füsilier Wipf* (1938) (mit wesentlichen Ergänzungen gegenüber der Erstausgabe) und Rudolph Maeglins *Gilberte de Courgenay* (1939). Den engeren Freundeskreis bilden hier ein Deutschschweizer, ein Welscher, ein Bündner und ein heimgekehrter Auslandschweizer. Obwohl sie unterschiedliche Sympathien hegen, bewährt sich die helvetische Solidarität symbolisch bei der Rettung eines verletzten Kameraden. Inzwischen war aber die Situation völlig anders und auch anders als noch 1933. Die Literatur brauchte fortan nicht mehr zu überzeugen, sondern konnte sich damit begnügen, zu bestätigen (und öfters auch zu verharmlosen).